Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

43. Jahrgang.

Eine wöchentliche Beilage: Zur kirchlichen Zeitgeschichte; **zwei monatliche Beilagen:** Blätter für Jugendarbeit und Missionsblatt.

1910 **Berlin-Bremen, den 13. April.** **Nr. 15**

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Verschiedene Überzeugung. — Religion und Lebensfreude. III. Von Karl König. — Jesus in moderner Beleuchtung. Von Rauch. — Eine Gottsched-Biographie. Von Baars. — Das Amtsjubiläum. Von Saxo. — Anzeigen.

Verschiedene Überzeugung.

„Es ist ein Zeichen sittlicher Schwachheit, keine Teilnahme für die Personen zu haben, wenn man über die Sache verschieden denkt."

Überzeugung — was liegen doch hinter diesem Wort für Kämpfe, für Zweifel, für qualvolle Stunden! Was liegt aber auch dahinter für eine Menge von Herrlichkeit! Wo der Geist freier Frömmigkeit weht und zur Arbeit an Menschenherzen treibt, ist überall dies das Ziel, eine eigene Überzeugung bei den Menschen zu wecken und zu erhalten. Die Menschen sollen lernen mit eigenen Augen zu sehen, mit dem eigenen Verstande zu denken und vor allem in den Glaubensdingen die Sprache des eigenen Gefühls und das Sehnen der eigenen Brust zu verstehen und als Richtschnur zu nehmen. Und wo eine solche Überzeugung gewachsen ist, da ist sie das Heiligste und Köstlichste, da ist sie der Kern des ganzen Menschenwesens. Nehmt einem, der eine Überzeugung in diesem umfassenden Sinne besitzt, sie wieder weg, so ist er innerlich zerbrochen und haltlos geworden. Darum wird so viel gekämpft um die Überzeugung gegen Anfechtungen von außerhalb. Und diese Kämpfe der fertigen Überzeugung sind nicht minder heiß als diejenigen, die einer mit sich selbst ausficht, um sich zur Gewißheit und Klarheit durchzuringen. In den Kämpfen um Überzeugungen scheiden sich die Geister und Menschen, wenden sich für immer voneinander ab oder bleiben einander fern, trotz vorhandener Berührungspunkte.

Das muß so sein. Denn Überzeugungen vertragen kein Kompromiß. Wer sich da auf Kompromisse einläßt, höhlt sein eigenes Innere aus. Es gibt keinen größeren und schlimmeren Schaden als das Schadennehmen an der eigenen Seele, keinen verhängnisvolleren Bruch als das Zerbrechen der eigenen Überzeugung. Nur die g a n z e, unversehrte Glocke klingt mit vollem, warmem Tone an die Herzen und ergreift sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Ist da ein Riß, sei es auch nur ein unscheinbarer und unsichtbarer, so ist es mit dem Klingen vorbei. Darum gibt es keine Kompromisse in Fragen der Überzeugung. Hier gilt für jeden das Wort des Schillerschen Liedes: „Da tritt kein anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein."

Besonders die sittlichen und religiösen Überzeugungen dulden kein Biegen und Kompromisseln. Kant spricht mit Recht vom kategorischen Imperativ. Es wohnt in diesen Dingen und Ansichten ein heiliges Muß. Aber gerade dieses Starre in den Überzeugungen birgt eine Gefahr. Die Gefahr des Pharisäertums, des selbstgerechten sich Abschließens und Zurückziehens in eine Art geistiger Burg mit Wall und Graben. Wer dieser Gefahr erliegt, versündigt sich an dem Gedanken der E i n h e i t u n d Z u s a m m e n g e h ö r i g k e i t d e r M e n s c h h e i t. Wir gehören zusammen auch mit denen, die andere Überzeugungen haben. Und es ist noch lange nicht der höchste Standpunkt erreicht dort, wo man der verschiedenen Überzeugungen wegen diese Einheit außer Acht läßt und sich um die Andersdenkenden nicht kümmert. „Es ist ein Zeichen sittlicher Schwachheit, keine Teilnahme für die Personen zu haben, wenn man über die Sache verschieden denkt."

Das ist es, was Jesus so groß und zum sittlichen Reformator und Erwecker gemacht hat, daß er nicht aufhörte, Teilnahme für die Personen zu haben; wenn er über die Sache anders denken, wenn er seiner Reinheit ihr Verhalten als Sünde entgegensetzen mußte. Ja bei ihm ist die Sache vielmehr so, daß seine Teilnahme für die Personen wuchs in demselben Verhältnis, als er zwischen seiner Überzeugung und dem Handeln der anderen einen Gegensatz sich auftun sah. Die Teilnahme für die Personen, wo andere Überzeugung, wo beispielsweise pharisäische Frömmigkeit mit seiner eigenen stritt, das ist die Wurzel jenes Heilandswillens, der seinen Beruf darin erblickt, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.

Diesen Heilandswillen, dieses Verlangen, Teilnahme für die Personen zu haben, auch wenn man über die Sache verschieden denkt, brauchen wir. Und nicht nur für unser sittliches Urteilen, nicht nur zur Reinhaltung unserer Frömmigkeit, sondern überall, wo Überzeugung wider Überzeugung steht. Mit diesem Willen, der in ihm war, wird Jesus vorbildlich für uns, wo man es am wenigsten erwarten sollte und wofür direkte Anweisungen in seinen Worten ganz und gar fehlen: im öffentlichen, im politischen, im Parteileben. Ich muß den Gegner bekämpfen. Die Gründe müssen nadelspitz, die Hiebe müssen messerscharf sein. Die andere Überzeugung muß ganz und gar still gemacht werden. Aber grade dabei gilt es Teilnahme für die Personen zu haben. Das rücksichtslose Draufgehen muß rücksichtslose S a c h l i c h k e i t sein oder es wird Sünde werden. „So laß uns doch wenigstens mit adligen Waffen kämpfen — wenn wir

schon kämpfen müssen," sagt Ibsens Rosmer. Wir müssen lernen, dem Gegner, dessen Überzeugung wir bekämpfen, nach dem Kampfe aufrichtig zu sagen: „Du standest treu zu deiner Sache und warst mir ein Vorbild der uneigennützigen Treue." Dann schlagen sich über die trennenden Gräben der verschiedenen Überzeugungen die Brücken von Mensch zu Mensch und im Himmel ist Freude über die Menschen.

Religion und Lebensfreude. III.

Von Karl König.

11.

Es gibt, wie überall, so auch in der Christenheit zweierlei Frömmigkeit. Vielleicht sagt man am kürzesten und besten: eine Frömmigkeit des bösen und eine Frömmigkeit des guten Gewissens. Die Frömmigkeit des bösen Gewissens lebt in der Weltangst und in der Gottesferne. Sie schlägt sich, ohne es zu wissen, fortwährend herum mit ihrem eigenen Schatten. Alles, was sie sich selber zuzuschreiben hätte, schreibt sie der „bösen" Welt und dem „Zorn" Gottes zu. Ihre Weltangst sucht sie zu überwinden durch Weltflucht und Askese. „Habt nicht lieb die Welt", predigt der Mund, während die Augen doch gezwungen sind, nach ihr hinzuschielen, mit kleinen, angstvollen Seitenblicken, mit Glut und Qual. Und ihrer Gottesferne sucht sie dadurch zu entrinnen, daß sie den mühseligen Treppenbau der Bußwerke von der Erde zum Himmel emporzuführen unternimmt. Vergebliche Arbeit!

Die Frömmigkeit des guten Gewissens dagegen lebt im Bunde der immerquellenden Dankbarkeit mit Gott und seiner Welt. Sie schleppt nicht Lasten herbei, um auf den Angsttreppen äußerer Werke und peinvoller Askese zu Gott emporzusteigen. Gott senkt sich ja herab zu ihr, und alles Leben lebt von ihm, und alle frohe Farbe ist das Geschenk seiner Sonne. Diese Frömmigkeit streicht die Frage, an der alle gesetzliche Religion sich zu Tode quält: „Wie finde und schaffe ich mir einen gnädigen Gott?", als eine völlig sinnlose, ein für alle Mal durch. Denn Gott ist ja gnädig, ist ja selber die schenkende Güte. Was soll die Seele tun? Sie kann zuletzt nur eines tun, die Augen öffnen und die Sonne Gottes trinken, die Türen öffnen, daß alles Leuchten und alle Wärme der Liebe Gottes in sie Einzug halte, die Hände öffnen und voll Dankes alles als Gnade und als Geschenk empfangen. „Gott hat mich lieb", so lautet ihr Evangelium; und „Ich will Gott lieben", so lautet ihr Dank, ihr Wille und durchgreifender Lebensentschluß. Und weil sie ihn lieben will, jetzt lieben, wirklich lieben, so spricht sie zur Welt: „Ich will dich lieben, dich in ihm, ihn in dir; das schulde ich ihm, der unser beider Schöpfer und Vater ist." Wo aber solche Liebe der Grundton einer Seele ist, da sind gutes Gewissen und reine Freude. Diese Liebe aber hat unseres Erachtens kein anderer in die Welt gebracht, als — Jesus von Nazareth.

12.

Jesus von Nazareth hat der Frömmigkeit und der Lebensfreude das gute Gewissen erobert und dadurch einen wirklichen Lebensbund zwischen beiden möglich gemacht. Heute zwar tobt wieder einmal der Kampf um seine Person, ja um seine Existenz. Auch das ist gut. Und fragt man, warum das gut sei, so antworten wir: Es ist für jede Religion gut und heilsam, wenn es ihr plötzlich ist, als würden ihr alle ihre Geschichtsgrundlagen unter den Füßen fortgezogen. Damit wird sie allen Ernstes vor die Frage gerückt: Könnte ich bestehen, auch ohne meine Geschichte und ohne meinen Stifter, rein durch mich selbst? Und jede wirkliche Religion muß ja „rein durch sich selbst", d. h. durch die Innenkräfte bestehen können, die sie in Seelen entbindet, oder sie ist es einfach nicht wert, daß sie weiter besteht.

Aus diesem Grunde sagen wir: Es ist gut, daß auch das Christentum vor die Frage gestellt worden ist: Wie nun, wenn Jesus wegbewiesen werden könnte? — — Aber so gewiß diese Fragestellung zu mancherlei Selbstbesinnung verholfen hat und verhelfen wird, so darf doch der Versuch, Jesus wegzubeweisen, bereits als völlig gescheitert gelten. Und wir glauben, auch dieser Kampf um Jesus wird enden wie alle diese Kämpfe bisher: wir werden Jesu innerste Lebensweise nur in reinerer und größerer Gestalt sehen und wiedergewinnen lernen.

Zu den charakteristischsten Worten seines Mundes gehören aber die über Johannes und die über die Lebensfreude. Und die Worte Jesu über Johannes sind ja zum Teil zugleich solche über die Lebensfreude. Sie sind in ihrer Position und Negation die Zeugnisse eines ganz Großen. Der „Herr Omnes", der heute zur Abwechslung auch einmal der Erzvater aller neutestamentlichen Größe hat sein sollen, dürfte gerade diese Worte kaum hervorgebracht haben.

In den Vordergrund aber möchten wir das Wort stellen, das Jesus aus dem Munde seiner lieben Zeitgenossen nimmt, um ironisch zu zeigen, wie weit ihre Pfaffenmoral reicht, wo es sich darum handelt, die Größe der Großen einzuschätzen; er sagt: „Wem soll ich dieses Geschlecht vergleichen? Kindern gleicht es, die auf den Märkten sitzen und ihren Kameraden zurufen: Wir haben euch gepfiffen und ihr habt nicht getanzt; wir haben geklagt und ihr habt nicht gejammert. Denn es kam Johannes, aß nicht und trank nicht, da sagen sie: er hat einen Dämon. Es kam der Sohn des Menschen, aß und trank, da sagen sie: siehe, der Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Freund," Matth. 11, 16—19. So urteilt die Frömmigkeit des bösen Gewissens über die des guten Gewissens, so verurteilt sie sich selbst.

Jedenfalls geht aber aus diesem unerfindbaren und schon nach Jesu Tode ganz unmöglichen Worte hervor, daß der Gegensatz zwischen Johannes und Jesus, auch äußerlich und hinsichtlich der Lebensführung, ein in die Augen springender war. Jesus erscheint denen, die ihn am falschen Heiligkeitsideale ihres eigenen bösen Gewissens messen, als viel zu weltmännisch, als viel zu „frei". Und diese seine königliche Freiheit gegenüber der Freude wird ihm bitter verübelt und höhnisch gedeutet: „Der Fresser und Weinsäufer!" Unfreie können eben nie über den Freien urteilen, sie sehen stets ihre eigenen knechtischen Motive und überall verborgenen Instinkte in seine Seele hinein. Er aber empfängt alles, was jenen ihr böses Gewissen versagt, voll Dankes und Reinheit, als aus Vaterhänden, und zwar alles zu seiner Zeit.

Und eben dies gehört zum wahren Lebensbündnis zwischen Religiosität und Freude, wie es Jesu Seele geschlossen hatte, daß man nichts erzwingen und erkünsteln will, sondern sich vertrauend und ganz den Anregungen hinzugeben vermag, die Tag und Stunde im natürlichen Wechsel des Geschickes mit sich bringen. Hier wird kein Steckenpferd geritten, weder das der Askese noch das des Libertinismus, sondern man sitzt im Sattel des Geschickes und läßt sich von ihm tragen, je nach dem Gelände, bald im heiteren Trab, bald im langsamen, sauren Aufstieg. Nur behält man ein für allemal die Zügel fest in den Händen und die Füße fest im Bügel:

„Kommen zu ihm die Jünger des Johannes und sagen: Warum fasten wir und die Pharisäer, deine Jünger aber fasten nicht? Und Jesus sagte zu ihnen: Können denn die Brautführer trauern, solange der Bräutigam bei ihnen ist? Es werden aber Tage kommen, da der Bräutigam von ihnen genommen wird, und dann werden sie fasten." Matth. 9, 14 f.

13.

Ja, alles zu seiner Zeit! Religiosität und Lebensfreude sind nur so lange echt und gesund, als sie sich von jedem Anhauche der Künstelei, des Erzwungenen, Gemachten, Forcierten, vollends des krankhaft Gierigen und Perversen frei zu halten wissen. Und so lange sie beide das tun, sind sie beide, weil guten Gewissens, die besten Freunde. Was sollten sie auch widereinander haben? Sie fühlen sich durchaus als Kinder des einen, gütigen Vaters. Je religiöser ein Herz ist, um so dankbarer ist es für jeden Sonnenstrahl. Und je dankbarer ein Herz ist, um so hellere Augen hat es für jeden Sonnenstrahl. Der Undankbare sitzt im Keller und schimpft, daß die Sonne nicht zu ihm komme. Er soll aus dem Keller gehen!

Von Jesu Angesicht aber muß ein Glanz der tiefsten, reinsten Lebensfreudigkeit ausgegangen sein, sonst wäre es kaum erklärlich, daß selbst noch in den ältesten Mönchsregeln der Reflex davon so stark zu spüren wäre. Da ist die „verdrossene Gemütsstimmung" noch als Todsünde verboten! Und durch das ganze Seelenleben Jesu zieht sich der große Charakterzug des wahrhaft Lebensfreudigen — die Sorglosigkeit! „Sorget nicht für den morgenden Tag; der morgende Tag wird für sich selbst sorgen. Jeder Tag hat genug an seiner Plage!"

Und diese großartige Sorglosigkeit empfängt Jesus aus den Händen seiner Religiosität: Der Vater im Himmel weiß, wes ihr bedürfet . . trachtet nur am ersten nach seinem Reich und Recht. Tut eure Pflicht. Das andere findet sich dann von selbst! — So werden die Sorgengeister, die einem die Empfänglichkeit für die Freude und die Kraft des Handelns stehlen, ausgekehrt; so wird das große Vertrauen und die starke Pflichterfüllung zum Fundament des Lebens. Und nur auf diesem Fundamente kann eine Lebensfreude sich aufbauen, die wirklich diesen Namen verdient, weil sie eine tiefe, dauernde Freude am Leben selber geworden ist, am Leben mit all seinen Freuden, aber auch mit all seinen Pflichten, Kämpfen, Leiden!

Denn das ist keine Lebensfreude, die nur im Sonnenschein lachen kann und vor jedem Gewittergrollen in Angst erstirbt. Die wahre Lebensfreude muß, als Freude am Leben selbst, auch jauchzen können, wenn das Trompetengeschmetter zum Kampf ruft, wenn die Blitze zucken und die Donner rasen. Wahre Lebensfreude muß das Zarteste und Stärkste zugleich umfassen. Ein Nichts ist sie und eine Armseligkeit, kennt sie nicht auch jene tiefsten Freudenschauer, die dann wie Glut und Eis zugleich in unaussprechbarem Hochgefühl die Seele durchstürmen, wenn es gilt, zu zeigen, was an ihr selber ist!

Und das ist das Kennzeichen des großen, freudigen Lebensgeistes Jesu, daß für Ohren, die hören können, überall gerade diese metallenen Töne aus seiner Seele klingen: „Selig die um Gerechtigkeit willen Verfolgten . . . Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich . . . Wer die Hand am Pflug hat und schaut zurück, ist nicht geschickt zum Reiche Gottes . . . Lasset die Toten ihre Toten begraben . . . Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten . . . Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen!"

Aber auch hier findet sich nichts von ungesundem Überschwang an Jesus, nichts von der später auftauchenden Leidensseligkeit und Sucht nach dem Martyrium. Vielmehr, wenn die Fastentage des Lebens mit all ihrem furchtbaren Ernst kommen, dann sollen sie innerlich durchgerungen und niedergekämpft werden. Nur kein Schauspiel vor den Leuten! „Wenn ihr aber fastet, so sollt ihr nicht trübselig dreinsehen wie die Heuchler; denn sie entstellen ihr Angesicht, um sich den Menschen vorzustellen mit ihrem Fasten. Wahrlich ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin. Du aber, wenn du fastest, salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, um dich nicht den Menschen vorzustellen mit deinem Fasten, sondern deinem Vater, der im Verborgenen ist; so wird dein Vater, der im Verborgenen ist, dir vergelten," Matth. 6, 16—18. Damit wird von Jesus nicht eine Verstellung und Unnatur gefordert, sondern in paradoxer Zuspitzung vielmehr gerade dies verlangt, daß man die Dinge ihrer Natur entsprechend behandele. Die Natur des Lebensernstes ist aber die, daß er uns nach innen jagen will, ins Kämmerlein des eigenen Ichs, zur Abrechnung mit uns selber und mit Gott. Und die Natur der Lebensfreude ist es, daß sie aus sich herausgeht und in der Geselligkeit ihre Wärme auszustrahlen begehrt.

Wenn wir aber hier das Wort „Natur" so stark betonen, geschieht es mit gutem Grunde. Wir meinen nämlich, man kann es geradezu als das Charakteristikum gesunder Religiosität und Lebensfreude aufstellen, daß sie beide im festen und frohen Bunde des guten Gewissens mit Natur und Natürlichkeit stehen. Und ebendies ist das Charakteristikum der Seele Jesu.

14.

Wir können schlankweg sagen, daß Jesus vom Boden der Natur aus seinen Kampf wider alle Priesterunnatur geführt hat, und eben dadurch haben seine Gründe ihre durchschlagende Gewalt gewonnen.

Wir können das hier nicht näher darlegen. Nur das sei gesagt, daß er der Meister des Naturgleichnisses war und nur deshalb sein konnte, weil er mit der Natur auf vertrautestem Fuße stand. Und er hat die Kindesseele heiliggesprochen. Darüber denke man in diesem Zusammenhange nach! Statt alles anderen aber wollen wir nur das Wort von ihm herausheben, durch das er, wie mit einem Keulenschlage, die ganze Unnatur der jüdisch-pharisäischen Sittlichkeit zu Boden geschlagen hat. „Es kommen zu Jesus Pharisäer und Schriftgelehrte von Jerusalem und sagen: Warum übertreten deine Jünger die Überlieferung der Alten? Waschen sie doch die Hände nicht, wenn sie Brot essen . . . Und er rief die Menge herbei und sagte zu ihnen: Höret zu und fasset es: nicht das, was in den Mund eingehet, verunreinigt den Menschen, sondern das, was aus dem Munde ausgeht, das verunreinigt den Menschen. — Hierauf traten die Jünger herzu und sagen zu ihm: Weißt du, daß die Pharisäer sich an dem Wort, das sie da gehört, gestoßen haben? Er aber antwortete: Jede Pflanze, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt, wird ausgerissen werden. Lasset sie, sie sind blinde Führer von Blinden, wenn aber ein Blinder einen Blinden führt, so werden beide in eine Grube fallen. — Petrus aber antwortete ihm: deute uns das Gleichnis. Er aber sagte: Immer noch seid auch ihr ohne Verständnis? Merket ihr nicht, daß alles, was zum Mund eingeht, in den Bauch kommt und in den Abort ausgeworfen wird? Was aber aus dem Munde hervorgeht, das kommt aus dem Herzen, und das verunreinigt den Menschen. Denn aus dem Herzen kommen hervor böse Gedanken, Mord, Ehebruch, Unzucht, Diebstahl, falsch Zeugnis, Lästerung. Das sind die Dinge, die den Menschen verunreinigen. Das Essen aber mit ungewaschenen Händen verunreinigt den Menschen nicht." Matth. 15, 1—20.

Warum wir an diesem „unästhetischen" Worte Jesu nicht still vorübergegangen sind? Weil es so scharf wie kein anderes zwischen dem animalischen und sittlichen Lebensprozeß unterscheidet und erst durch diese Unterscheidung von rein Naturhaftem und sittlich Geistigem der Menschennatur in ihrer Totalität zu ihrem Rechte verholfen hat. Erst hier

ist die grundsätzliche Klarheit gewonnen, daß die ganze äußere Welt und alles in ihr sittlich nichts als Adiaphoron, nichts als Rohstoff ist, der seine sittliche Qualität nie von sich, lediglich von mir, dem Genießenden und Verarbeitenden, empfängt. Und erst wo diese Klarheit ist, kann das für beide Teile segensvolle Bündnis von Frömmigkeit und Lebensfreude sich schließen. Der dunkle Dualismus, der die Welt und das Stoffliche in ihr zwischen Gott und Teufel verteilt und aus diesem Naturobjekte das böse, aus jenem das gute Prinzip, segnend oder verführend, auf den Menschen wirken läßt, ist überwunden. Das Menschenherz ist die Tiefe, aus der die Wasser quellen, die beleben oder zerstören. Vom Herzen aus baut sich der Mensch das Haus seiner Freude. Nun haben die Dinge nicht mehr uns, sondern wir haben die Dinge, nehmen sie in unser Leben auf, hauchen ihnen unsere, die sittliche, Seele ein. Das freilich können wir nur so lange, als wir Herren bleiben — über uns selbst!

Und diese Herrschaft über uns selbst fordert Jesus, der Freie, allerdings mit unerbittlicher Schärfe: „Wenn dich deine Hand ärgert, dann haue sie ab . . . wenn dich dein Fuß ärgert, so haue ihn ab . . . und wenn dich dein Auge ärgert, so wirf es weg." Mark. 9, 43—48. Wer Geistiges geistig zu deuten weiß, der braucht keinen Kommentar zu diesen Worten.

Frohe, dankbare Hingabe an die Welt und unbedingte Freiheit von der Welt, das sind die Grundlagen der Lebensfreude Jesu von Nazareth. Wir denken, es sind die Grundlagen der gesunden Lebensfreude schlechtweg.

Jesus in moderner Beleuchtung.

Im Verlage von Albert Langen in München erschien kürzlich ein 182 Seiten starkes Büchlein von Rudolf von Delius: Jesus, sein Kampf, seine Persönlichkeit und seine Legende. Ist es nicht verblüffend, daß der nicht durch Kirchenfreundlichkeit sich auszeichnende Verlag eine derartige Schrift veröffentlicht? Dürfen wir darin etwa ein Zeichen erblicken dafür, daß religiöses Sehnen und Suchen auch in antikirchlichen Kreisen sich findet? oder aber: soll vielleicht jenen Seelen noch der letzte Rest von Verehrung des Stifters unserer Religion genommen werden? Der Verfasser beabsichtigt weder das eine noch das andere; er will weder einen haltlos subjektiven Roman schreiben, noch ein boshaft überkritisches Pamphlet. Seine Arbeit beruht vielmehr, wie er selbst sagt, „auf exakter kühler Forschung und wird stets nur ergänzt nach Maßgabe höchster psychologischer Wahrscheinlichkeit."

Obwohl diese beiden wissenschaftlichen Grundsätze für jede Lebenjesubeschreibung gelten, dienen sie hier doch zum Aufbau einer ganz eigenen Art, Jesus zu verstehen und für die Gegenwart fruchtbar zu machen. Von einem blassen, weichen, süßlichen Heiland findet sich da nichts. Er nennt es eine Verfälschung des Charakters Jesu, „daß man aus dem Löwen ein Lamm machte, aus dem rastlosen Kämpfer eine müde Dulderfigur, aus der einsamen Mannesgestalt einen Wunderheiland für viele." Der älteste uns erhaltene Bericht, der des Markus, zeigt Jesus als „Tatmensch, schroff, leidenschaftlich, unverstanden, ringend." Gemäß einer derartigen Auffassung lesen wir denn auch gelegentlich bei Delius: „Jesus ist tief erregt, durchzittert von Wut und Haß" (als manche Städte ihn auswiesen und nichts mehr von ihm wissen wollten). „Eine plötzliche Wut packt ihn" (als er das Markttreiben im Tempelvorhof sieht). „Nach dem Lustgefühle, mit souveräner Überlegenheit dem Feinde recht mitten ins Herz gestoßen zu haben, kommt Abspannung und Verzagtheit über ihn." Als er nach seinem öffentlichen Auftreten zum ersten Male wieder nach Nazareth kommt, war es „vielleicht auch eine leise Eitelkeit, sich jetzt in seiner „Berühmtheit" der Heimat zu zeigen." Als seine Jünger wegen des Ährenraufens angeklagt wurden, verweist er zu ihrer Verteidigung auf einen Vorgang aus der Geschichte Davids unter dem Hohenpriester Abiathar. Diese Gegenüberstellung findet Delius „fast etwas taktlos." Daß David seinen Genossen Schaubrote gegeben habe, „ist einfach Schwindel. Jesus zitiert so leichtsinnig, daß er auch den Hohenpriester falsch angibt . . . Es scheint fast, als habe sich Jesus dieser ganzen Erzählung nur noch recht dunkel erinnert. Dann tut man aber besser, nicht zu zitieren."

Das sind allerdings kräftige Urteile eines Modernen, über die ein Unbefangener den Kopf schüttelt. Jedoch, er meint sie aus den evangelischen Berichten ableiten zu müssen; es ist ihm keineswegs um Verzerrung des ursprünglichen Bildes zu tun, er hat auch Worte hoher Anerkennung. Jesus ist ihm „eine Kampf- und Heldennatur, ein Meister der Debatte, ein rücksichtslos paradox-extremer Geist, ein überschwellend liebesdurstiges Herz. Er war ein furchtbar Zerstörender und zugleich ein gewaltig Liebender. Doch nie fand sein Haß den ebenbürtigen Feind, und nie sein Herz den ebenbürtigen Freund. Er ging zugrunde an der Gleichgültigkeit des Alltags, an der Feuerlosigkeit der dumpfen Masse." Aber ganz verfehlt ist Delius' Bemühen, die historische wie bleibende Bedeutung Jesu aus dem Bereich der Religion in das Gebiet der Ethik hinüberzuziehen. „In ein paar Minuten, mitten im Gefecht, hat er Worte gefunden, die das Goldgepräge der Ewigkeit tragen. Freilich ganz groß ist er da nur auf seinem eigensten Gebiete: in der Ethik. Bei metaphysischen Debatten wird er schwach . . . Er nimmt nur auf, was er verwenden kann als Stütze eines ethischen Gedankens." „Das Apokalyptische tritt doch immer nur wie etwas Fremdes in seine Seele, herbeigerissen durch einen Zornaffekt oder wohl auch als Riesenrute aufgehängt, wenn sich der erregte Lehrer bei „diesem Geschlecht" gar nicht mehr zu helfen wußte."

Dem aufgeklärten Modernen paßt Religion, paßt Gottesglaube nicht mehr zur Welterkenntnis. „Denn Gott ist doch nur ein Symbol für die In-Eins-Bändigung der verzettelten, losgerissenen Innenkräfte. Und Andacht, Gebet sind dazu helfende Werkzeuge." Darum kann auch Jesus, der doch aufgeklärter war, als seine Zeitgenossen, nicht dem Glauben an einen außerweltlichen persönlichen Gott gehuldigt haben; er war kein überspannter Schwärmer, der ein sinnliches Gottesreich erhoffte; er sah vielmehr scharf die groben, harten Umrisse des Wirklichen. „Doch dann zeigt seine Künstlerhand, wie unter dieser dicken Rinde trockener Tatsächlichkeit überall feingeistige Gotteskräfte pulsieren. Jede Trivialität täglichen Geschehens ist ein bedeutungsvoller Ausdruck großer ethischer Weisheit, der unscheinbarste Vorgang leuchtet auf als Symbol: nicht irgendwo draußen in unerreichbarer Ferne thront das Tiefste und Erhabenste, nein, es steckt mitten drinnen in den gewöhnlichsten Handlungen unseres Alltags." Nur ein einziges Mal habe er den umgekehrten Weg eingeschlagen, daß er vom geistigen zum physischen Kampf und Streit überging, als er nämlich mit der Weissagung vom Untergang des Tempels die Austreibung der Verkäufer und Wechsler vorgenommen. „Jesus wäre also zu Falle gebracht gerade dadurch, daß er seine eigene Geistsphäre verließ, durch ein Herabsteigen in die Schimpf- und Zerstörungswelt, durch ein dem Jeremias nachgeahmtes Wort." Das ist Geschichtskonstruktion im Dienste einer Idee. Jesus wurde nicht zu Falle gebracht durch ein Verlassen seiner „Geistsphäre", sondern im Gegenteil dadurch, daß er sich und seinem Evangelium treu blieb. Und was das „Herabsteigen in die Schimpf- und Zerstörungswelt" anlangt, so hat er einerseits auch schon vorher mit Schriftgelehrten gestritten und sein Wehe über Menschen und Städte ausgerufen; andrer-

seits ist gewiß, daß Jesus die „Reinigung des Tempels“ nicht vornahm, wie das Johannesevangelium berichtet, indem er eine Geißel aus Stricken machte und Menschen samt dem Vieh zum Tempel hinaustrieb, sondern die schlimmen Zustände in der *Rede* „geißelte“.

Wie Delius Tatsachen verkennt, so mißdeutet er auch einzelne Worte Jesu. Zum Beweis dessen sei das Gleichnis vom barmherzigen Samariter angeführt, das von ihm „das einfachste und vielleicht tiefste“ aller Gleichnisse Jesu genannt wird. Es hat nach ihm den Sinn: „Erst die Menschenliebe erfüllt den Sinn der Gottesliebe . . . In der Geschichte vom großen Samariterheiden und dem kleinen Jahvepriester liegt eine revolutionäre Kraft ohnegleichen.“ In Wirklichkeit wollte Jesus gar nicht den Samariter verherrlichen, sondern, wie aus der Schlußfrage hervorgeht, dartun, daß man seinen Wohltäter lieben müsse, mag er sein, wer er wolle. Delius hat also kein Recht zu schreiben, Lukas *verdecke* den eigentlichen Sinn der Erzählung gänzlich, indem er sie als Schulbeispiel auf die Frage: „Wer ist mein Nächster?“ bringe. Eher könnte man sagen, der Sinn werde verdeckt durch die angehängte Mahnung: „Gehe hin und *tue* desgleichen.“

Am charakteristischsten für den Standpunkt des Verfassers scheint mir seine Beurteilung der Szene: „Jesus und die Ehebrecherin.“ Dreimal kommt er auf diese Geschichte zu sprechen. Zuerst textkritisch S. 14, wo er bemerkt: „Die herrliche Geschichte von der Ehebrecherin, die niemand zu steinigen wagt, haben sowohl Markus wie Lukas und Matthäus aus ihrem Kanon entfernt. Sie war zu anstößig. Von unbekannter Hand ist sie dann später in das Johannesevangelium eingeschoben worden, mitten zwischen das philosophische Nebelgeschwätz, wo sie mit ihrer knappen, echten, alten Markusschärfe ganz und gar nicht hinpaßt.“

Da sie des Markus Art an sich trägt, kann dieser sie doch nicht aus seinem „Kanon“ entfernt und dem späteren Johannes überwiesen haben!

Die Begebenheit wird dann S. 88—90 ausführlich wiedergegeben bis zu den Schlußworten: Und Jesus lächelt: „Ich verurteile dich auch nicht, gehe hin in Frieden.“ Daß er auch gesagt habe: „*Sündige* hinfort nicht mehr“, daß er also den Ehebruch als Sünde ansieht, wird verschwiegen, jedoch das Urteil ausgesprochen: „Es ist dies der größte aller Siege Jesu. Unvergleichlich an Schönheit und Tiefe. Denn Jesu gelingt hier das schwerste: er zwingt seine Gegner, ihm selber zu dienen. Die Haßerfüllten müssen nach Jesu Liebesgebot handeln, und zwar freiwillig. Und dies wird erreicht durch das vornehmste Mittel: durch Einsenken eines Körnchens Selbsterkenntnis in jedes Herz.“ Endlich nimmt der Verfasser im Schlußwort S. 164f. noch einmal auf diese Geschichte Bezug: „Jesus vergibt noch und verzeiht. Aber wie kommt der Mensch dazu? Selbst hinter dieser Liebe steckt ein heimlicher Dünkel. Diese Grenze setzende Güte ist auch Anmaßung. Die Demut neigt sich freiwillig; aber wer stellte sie so hoch, daß sie sich neigen darf? Ist es nicht ein letzter Rest Selbstgefälligkeit, die Dirne zu sich emporzuheben? Wer verteilt das Oben und Unten? Das Schema einer abstrakten Tugend verbirgt sich dahinter. Immer noch hochmütiges Abzirkeln des Menschenwertes. Der letzte böse Wahnsinn der Sittlichkeit. Ein Stück Pharisäertum blieb auch noch haften in Jesu eigener Brust.“ Difficile est, satiram non scribere.

Alles in allem genommen führt uns dies Buch Jesus als modern zugestutzten Herrenmenschen vor, der in geistiger Überlegenheit seiner Mitwelt die ganze Erbärmlichkeit ihres kultischen und moralischen Benehmens aufdeckt. Diesen Kampf weiß der Verfasser in dramatischer Steigerung darzustellen. Freilich gelingt ihm dies nur, indem er das geeignet Scheinende aus den evangelischen Berichten herausgreift, das Nichtpassende übergeht — ein Verfahren, das weder dem geschichtlichen Verlaufe gerecht wird noch die volle Bedeutung Jesu für die Gegenwart klarstellt. Aber gerade durch seinen einzigartigen Standpunkt weiß er Beziehungen anzuknüpfen, Worte Jesu in eine Beleuchtung zu setzen, wie sie bisher nicht geboten wurden. Und so trägt das ehrlich und aufrichtig gemeinte Buch auch den Reiz des Interessanten und der frischen Unmittelbarkeit an sich.

Rauch.

Eine Gottsched-Biographie*).

„Den deutschen Hochschulen widme ich diese Gottsched-Biographie mit der herzlichen Bitte an all ihre, für nationale Dankbarkeit und vorurteilsfreie Gerechtigkeit empfänglichen Lehrer und Jünger: aus allen Kräften dafür zu wirken, daß dem, leidenschaftlich nach Erkenntnis ringenden Schüler der Albertina und dem großen, von den besten Köpfen seines Zeitalters bewunderten, vielfach leitenden Lehrer der Leipziger Hochschule endlich die allgemeine Anerkennung für seine unsterblichen Verdienste um die Literatur und Kultur, um die Sprache und nicht zum wenigsten um die spät erfolgte, von ihm so besonnen angebahnte Einigung unseres Volkes zuteil werde.“ So der Verfasser in der Widmung vor dem 758 Seiten füllenden ersten Bande seiner Gottsched-Biographie. In achtjähriger Arbeit ist es Reichel gelungen, eine Gottsched-Gesellschaft in Berlin zu begründen, welche sich um die Herausgabe der Schriften Gottscheds bemüht und ein Gottsched-Wörterbuch herausgegeben hat, das den Beweis liefern soll, daß Gottsched der wortreichste Schriftsteller der ganzen Erde ist. Sein Herzenswunsch ist, daß das „alte böse Schulurteil gegen seinen Helden beseitigt werde und das deutsche Volksbewußtsein in ein richtiges Verhältnis zu dem Schöpfer der „kritischen Dichtkunst“, der „Redekunst“, der „deutschen Sprechkunst“ und der volkstümlichen „Weltweisheit“ gelange. Dies heiße Bemühen verdient allein schon, daß sich zunächst vielleicht Literaturhistoriker, dann aber auch Gebildete aller Stände in sein Werk vertiefen. Der zweite Band soll in diesem Jahre erscheinen und das ganze Werk, Großoktav, 17 M. kosten. Die erste Lieferung hat zum Teil überaus günstige Besprechungen gefunden, so von Prof. Dr. Franz Müncher (München), Direktor Fr. Stillcke (Gnesen), Geh. Archivrat Dr. Ludwig Keller, dem Vorsitzenden der Comeniusgesellschaft, Dr. Ernst Kroker (Leipzig), Dr. Ludwig Pariser (München), Prof. Werner (Lübben), Hofrat Dr. Fastenrath (Köln), Prof. Karl Boethke (Thorn) und Professor Dr. Aloys Weiß (London). Die Namen seien angeführt für solche, die Autoritäten brauchen, um Lust und Mut zum Selbststudium zu bekommen. Eins muß man dem Verfasser ohne weiteres zubilligen: er hat mit unendlicher Liebe, aber auch mit Geist, wissenschaftlichem Ernst und Geschick das Bild des so viel Verkannten gezeichnet. Daß sein Buch Mängel hat, weiß er selbst gar wohl. Aber es ist ihm, wie mir scheint, gelungen, eine gerechte Würdigung eines Mannes zu ermöglichen, den auch heute nur wenige kennen, aber viele schelten. Ich muß gestehen, daß ich mit einem starken Vorurteil an die Lektüre herangegangen bin. Die Gerechtigkeit verlangt, daß ich ehrlich gestehe: Ich habe viel gelernt und viel Genuß über dem Buche gehabt. Darum will ich gern mit ein paar Worten andere zu ermuntern versuchen, diese Biographie zur Hand zu nehmen. Sie werden dann gewiß auch gern nach Schriften über Gottsched und Gottscheds eigenen Schriften greifen, von denen ein reichhaltiges Verzeichnis dem Werke angefügt ist.

Nach einer Einleitung: Deutschland vom westfälischen Frieden bis zum Auftreten Gottscheds bringt Reichel in zehn Kapiteln das Werden und Wachsen, Kämpfen und Wirken Gottscheds bis zur Höhe des Lebens in begeisternder Kraft der Sprache zur anschaulichen Darstellung. Das dritte Ka-

*) Gottsched. Von Eugen Reichel. Erster Band. Berlin, Gottsched-Verlag, 1908.

pitel widmet der Verfasser dem „Kämpfer für Aufklärung und Volksbildung" aus dem Grunde, „weil Gottsched, dessen Lebensarbeit zum größten Teil einzig und allein dem Kampfe für Aufklärung und Volksbildung diente, diesen Kampf nie wieder mit so jugendlicher Leidenschaft und so nahezu ausschließlich führte, wie in den Jahren 1725 bis 1728, in den Jahren, da er als Herausgeber der „Vernünftigen Tadlerinnen" und des „Biedermannes" zum ersten Male das Glück genoß, an der Spitze vielgelesener, von ihm allein beseelter Wochenschriften sich als den Erzieher und Sittenrichter seiner Zeit, insbesondere Sachsens, fühlen zu dürfen." In einer Zeit, wo der Geist der Finsternis in „unheilvollen Wächtern des Glaubens" jeden Fortschritt unmöglich zu machen schien, trat Gottsched, der gründlich gelehrte Vaterlandsfreund und freidenkende Volksmann als Volksschriftsteller und Volkserzieher im edelsten Sinne des Wortes auf. Seine Sprache hatte das rechte persönliche Gepräge, seine Beredsamkeit war glühend und begeisternd und er verfügte über ein allseitiges Wissen, das er gern in den Dienst seiner großen Sache stellte. Es gehörte geistige Selbständigkeit und Mut dazu, damals, wo das Weib nicht ernst genommen wurde und ohne eigentliche geistige und sittliche Bildung aufwuchs, auf eine höhere geistige Betätigung der Frauenwelt hinzuarbeiten. Offen vertrat er die Ansicht: „auch die Minderwertigkeit und Lasterhaftigkeit des Weibes, ihre Untüchtigkeit einesteils als Hausfrau und Mutter, anderenteils als geistiges Wesen — das alles rührt nicht daher, daß das Weib ein unzulänglicher Mensch ist, daß Gott ihr die Fähigkeiten versagt hat, dem Manne, d. h. dem, doch auch nicht allzu häufigen, tüchtigen, gebildeten und sittlichen Manne, ebenbürtig zu werden; sondern einzig und allein daher, daß ihre Erziehung so vollständig vernachlässigt wird." Das sind Worte, die — leider — auch heute noch verteidigt werden müssen. Vielleicht sind um dieser Stellung zur Frauenbildungsfrage seine beiden anfänglichen Mitarbeiter, Hamann und May, schon bald von der Mitarbeiterschaft an den „Vernünftigen Tadlerinnen" zurückgetreten. Der junge Gottsched tritt uns in dieser Zeitschrift als Sittenschilderer, Sittenrichter und als Wegweiser und Erzieher entgegen. Es ist mehr als interessant, daß er schon damals von dem Begriff der Entwicklung, der „bis auf weiteres unbeschränkten Vervollkommnungsfähigkeit" ausgeht, um so den Menschen zu helfen, sich zu einer höheren, nur irgend möglichen Bildungs-, Gemüts-, Geschmacks-, Sitten- und Sittlichkeitsverfeinerung emporzuarbeiten. Die Zeitschrift ist nicht nur eine wichtige Quelle für die Erkenntnis der gesellschaftlichen Zustände aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sie ist ein auch heute noch lesenswertes, großes Lebenserziehungsbuch. Die Hauptzwecke, die Gottsched darin verfolgt, sind: Aufklärung des Volkes im weiten Sinne des Volkes, Kindererziehung, Erziehung der Studenten zu größerer Tüchtigkeit und Sittlichkeit, Aufklärung des weiblichen Geschlechts über sich selbst; Eintreten für Erziehung der Mädchen zur Sittlichkeit, zur Betätigung eines edlen Ehrgeizes; Betonung ihrer Bildungsbedürftigkeit; Bildung ihres Geschmackes, Anregung und Anleitung zur dichterischen Betätigung, Eintreten für eine reine hochdeutsche Sprache auf allen Gebieten des gesellschaftlichen, öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens, für ein ursprünglich deutsches Schrifttum (zunächst noch mit vielfacher Anlehnung an das des Nachbarvolkes); aufkeimende Gedanken über die große Wichtigkeit einer edlen Schaubühne für das gesamte Volksleben; und Kräftigung des ganz darniederliegenden Nationalbewußtseins in allen Teilen der Gesellschaft. Ein Mann, der mit so weitem Blick, so reiner Begeisterung und solchem Erfolg gekämpft und gearbeitet hat, verdient wohl, der Vergessenheit entrissen zu werden. Es erscheint mir darum als Pflicht, auf Reichels Werk hinzuweisen, weil ich der Meinung bin, daß Gottsched nicht nur ein Denkmal der Dankbarkeit gesetzt werden muß in dem Herzen unseres Volkes, sondern daß er noch heute uns gar mancherlei zu sagen hat. Es ist hier unmöglich, das nachzuweisen. Reichel bringt den Nachweis. —

Ob ein Gleiches von dem Dichter Gottsched zu sagen ist, möchte ich bezweifeln. Immerhin hat er als Reformator und Senior der „Deutschen Gesellschaft" eine Bedeutung erlangt, welche noch lange nicht genügend gewürdigt ist. Er trug „zweifellos die Grundlagen einer festen, großen Anschauung vom wahren Wesen der Dichtkunst in seiner Seele", er ist durchaus nicht der „betriebsame Kompilator und Plagiator", wie man ihn gescholten hat; seine Ehrlichkeit und Bescheidenheit hat ihn nur innerlich genötigt, zu betonen, daß die Wahrheiten und Gesetze, die er seinem Volke begreiflich und annehmbar zu machen wünscht, „gewiß nicht aus seinem Gehirn angesponnen" oder „aus seinem Kopfe entsprungen", sondern aus den und den „berühmten Skribenten gesammelt" oder „von den Alten, und nächst ihnen von den erwähnten Ausländern entlehnet", von ihm jedoch nur „in einige Ordnung gebracht seyen." Mag auch heute sein „Versuch einer kritischen Dichtkunst" lediglich geschichtliches Interesse haben (?), wie tief er in das Wesen aller Kunst hineingeschaut hat, sagt sein Satz: „Die Schönheit eines künstlichen Werkes beruht nicht auf einem leeren Dünkel; sondern hat ihren festen und notwendigen Grund in der Natur der Dinge." Das klingt in der Tat so, als ob ein heute lebender Kunstkritiker es geschrieben habe. —

Reichels Verdienst besteht darin, daß er überall das hervorhebt, was in Gottscheds Wirken bleibende Bedeutung hat. Besonders in dem letzten Kapitel des ersten Bandes „Auf der Höhe des Lebens" tritt das hervor, nachdem er uns in die Kämpfe und Prüfungen des rastlos Aufwärtsstrebenden eingeführt hat. In geachteter, wenn auch von Haß und Neid umbrandeter Stellung, wendet er sich wieder mit Eifer der Philosophie zu, welche nicht nur die „zweite Seele seiner Lebensarbeit", sondern „den festen Untergrund bildete, von dem aus alle seine Bestrebungen gespeist wurden." Das deutsche Hauptwerk des Philosophen Gottsched sind die „Ersten Gründe der gesamten Weltweisheit" in zwei Bänden, eine „Denker- und Schriftstellerleistung von durchaus eigenartigem Werte." Gottsched ist keinesfalls ein bloßer Popularisator der Wolfischen Philosophie, wie man ihm stets vorgeworfen hat, vielmehr ist er auf die Denker des Altertums, besonders auf die Stoiker zurückgegangen. Er war Eklektiker im besten Sinne des Wortes; andererseits ist sein Einfluß selbst noch auf Kant ohne weiteres nachweisbar. Vor allem aber ist es die Form der Darstellung, welche sich so vorteilhaft in ihrer Lebendigkeit und Frische von der Trockenheit und Magerkeit der Schulphilosophie abhob und „nicht nur ins Gehirn, sondern auch ins Herz dringen mußte". Im Gegensatz zu Kant, der die Sittlichkeit auf den Zwang gründen wollte, hat Gottsched die freudige Betätigung des Guten betont und in der Lust am Guten die rechte Sittlichkeit erkannt. Ob Reichels Behauptung: „Nicht der kategorische Imperativ in der Begründung, die ihm Kant gegeben; sondern die, zwar bereits von Wolf, mit schärfstgeprägter Klarheit ausgesprochene, jedoch erst von Gottsched auf Neigung und Vernunft, auf Menschenliebe, Weltklugheit und sozial bedingte Selbstliebe gegründete Sittenlehre hat unser Volk zur höchsten Stufe sittlicher Betätigung emporgeführt; hätte es dauernd auf ihr erhalten können, wenn sie ungehemmt in Wirksamkeit geblieben und nicht durch die Kantische Übertreibung beiseite gedrängt worden wäre" — zu Recht besteht, kann erst durch gründliches Studium Gottscheds festgestellt werden. Aber Sätze wie: „Tue alles das, was die Vollkommenheit bei dir und bei anderen befördert; und unterlaß hingegen alles Dasjenige, was dir oder anderen zur Unvollkommenheit (d. h. zur seelischen, körperlichen oder besitzlichen Schädigung) gereicht", wecken energisch Lust zu solchem Studium. Reichel nennt Gottsched — mir scheint, nicht mit Unrecht — einen Vorläufer Stirners und Nietzsches. Ebenso findet

er bei ihm den Monismus. So gewährt gerade das letzte Kapitel einen Einblick in eine Welt- und Lebensanschauung, welche uns immer noch viele wertvolle Bausteine liefern kann. —

Die Not zwang Gottsched, in bedenklicher Selbsterniedrigung seinem Landesherrn Friedrich August und dessen Nachfolger in einer Weise zu huldigen, die uns bei dem freimütigen Sittenrichter seltsam anmutet. Reichel versucht, seinen Helden zu entschuldigen. Ganz gelingt es ihm jedoch nicht. Nicht nur die Huldigungsgedichte, die ganze Episode würden wir gern in dem Leben Gottscheds vermissen. Ob aber nicht von hier aus auch manches harte Urteil der Zeitgenossen und späterer Biographen erklärlich und bis zu einem gewissen Grade berechtigt erscheint?

Wer einem Menschen gerecht werden will, muß ihn lieben. Liebe — echte, warme, große, ehrliche Liebe — ist höchste Gerechtigkeit. Aber zu leicht gesellt sich zu ihr die Neigung, um jeden Preis anzuerkennen und zu loben. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, als wäre hier und da ein bißchen schärfere Kritik am Platze gewesen. Doch im Grunde schadet das nicht viel. Gottsched ist so viel verkannt, geschmäht und mißachtet worden, daß es einer solchen begeisterten Rechtfertigung bedurfte, um die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Wenn Ernst und Eifer sich Gottsched, seinem Leben und seinem Wirken zuwendet — und das verdient er — dann wird besonnene Kritik auch auf das rechte Maß zurückführen, was etwa sein begeisterter Biograph zu viel gesagt und gelobt hat.

Gottsched hat in seinem Leben eine Fülle von Glück und Ruhm erlangt. Er „blieb, ungeachtet seines nur zu gut begründeten Selbstgefühls, nach wie vor bescheiden; hilfreich jedem Schwachen, jedem Willigen; und arbeitsfreudig wie ein Werdender. Und gerade dadurch bewies er, daß er würdig war, wie ein weiser und edler Fürst verehrt, wie ein Vater geliebt und wie ein Wohltäter gesegnet zu werden". Wenn es gelingt, daß die Gegenwart ihm volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so ist damit die Lebensarbeit eines Mannes mit Erfolg gekrönt, der nicht zuletzt durch diese Biographie — er hat eine Fülle von literarischen Werken über Gottsched veröffentlicht — die Aufmerksamkeit auf eine Dankespflicht, die das deutsche Volk abzutragen hat, gelenkt hat. Man darf mit Spannung dem zweiten Bande entgegenschauen, dessen baldiges Erscheinen in Aussicht gestellt ist. —

Vegesack. B a a r s.

Das Amtsjubiläum.

Der Herr Oberpfarrer feiert sein Amtsjubiläum. Seit 25 Jahren bekleidet er das Predigtamt. Solche kurzfristige Jubiläen werden nun zwar von den B e h ö r d e n ignoriert; aber die G e m e i n d e n sind um so eifriger darauf versessen, zu feiern. So kam auch der Oberpfarrer zu einer Feier.

Das heißt: erst mußte die Gemeinde darauf kommen. Und das ging so zu. Der Herr Oberpfarrer hatte wieder einmal schön gepredigt, wenigstens nach der Meinung seiner Frau. Freudig kam sie ihrem Johannes (Johannes mußte er ja heißen!) nach dem Gottesdienste entgegen und dankte ihm für die „herrliche" Predigt. Auch im Namen der „Damen" des Missions-Nähvereins. Johannes nahm das als selbstverständlichen Zoll hin, bemerkte aber etwas resigniert, er merke doch, daß er nach nun bald 25 Jahren geistig schwerfälliger werde.

„Fünfundzwanzig Amtsjahre hast du bald?" rief seine Frau aus. „Da bekommst du doch einen Orden vom Konsistorium; da findet doch ein besonderes Jubiläum statt!" „Nein, mein Kind; solche Jubiläen werden höchstens im engeren Kreise der Gemeinde gefeiert."

Damit war die Jubiläums-Frage erst einmal in die Wege geleitet. Denn „Johannes" kannte seine Frau. Sie würde nun nicht ruhen, bis etwas „im engeren Kreise der Gemeinde" geschah.

Und sie ruhte nicht. Als der Missions-Nähverein wieder zusammen war, kam die Rede ja ganz von selbst darauf. Da redeten sie von Samuel Keller, vom Herrn Vikar, vom lieben Herrn Diakonus, vom verehrten Herrn Oberpfarrer. Wie er noch rüstig sei, und selbst noch Zeit finde, dann und wann im Nähverein aus irgend einem köstlichen Buche vorzulesen. Und dann kam's. Demnächst sei er schon 25 Jahre im Amte. Da wollten die Damen doch feiern. An seinem Ehrentage wollten sie Nähtag abhalten, den Jubilar dazu einladen und ihn mit einer guten Tasse Kaffee und einem mit Liebe gebackenen Kuchen bewirten. Bei seinem Eintritt aber sich erheben und sein „Lieblingslied" singen: „Harre meine Seele!"

Die Guten! Hätten sie das Gesicht des Herrn Oberpfarrers gesehen, als er das hörte! Am Abend saß er mit dem Vikar zusammen und erzählte ihm von den Absichten des Frauenvereins. Das passe ihm eigentlich nicht. Die Damen seien doch nicht die Gemeinde. Es werde mit Recht übel vermerkt werden, wenn in solchem engen Kreise gefeiert werde. Am liebsten sei ihm das stille demütige Erleben des Tages selbst. Aber nachdem einige Forscher einmal das Datum entdeckt hätten, sei es doch richtiger, wenn überhaupt, so mit den geordneten Vertretern der Gemeinde zu feiern.

Der Vikar verstand. Er setzte sich mit dem Gemeinderat in Verbindung. Da saß der Ratsherr Herse drin. Der wußte so etwas in die Wege zu leiten. Die Lokalpresse bearbeiten, so hieß sein Grundsatz. Plötzlich erschien ein Lebenslauf des Oberpfarrers im Blättchen. Hervorragende Geistesgaben — wissenschaftliche Tiefgründigkeit — praktische Befähigung — hervorragende Kanzelberedsamkeit — große Bescheidenheit. Das alles habe sich nun bald 25 Jahre bewährt. Die Gemeinde wird doch den Tag nicht vorübergehen lassen. Die Presse tat wieder einmal ihre Schuldigkeit, ganz wie bei der letzten Bürgermeisterwahl und bei der Frage, ob das alte Spritzenhaus noch genüge oder nicht.

Die Presse arbeitete aber weiter. Sie verriet, daß sich ein Ausschuß bilden werde „aus den ersten Kreisen der Stadt". Und er bildete sich. Man wolle aber Hochehrwürden überraschen. So wurden immer nur geheimnisvolle Andeutungen gemacht, oder durch den Vikar Tastversuche angestellt, was dem Herrn Oberpfarrer lieb sei oder nicht. Ihm war alles recht. Am liebsten gar nichts, wie er immer wieder betonte. Wenn aber — dann wenigstens der Würde und der Bedeutung der Stadt und Gemeinde entsprechend.

Und dann kam der Tag. Morgenständchen von der Stadtkapelle („Ich bete an die Macht der Liebe", das konnte sie noch von der letzten Parade des Kreiskriegerverbandes), Gesang der beiden sonst feindlichen Vereine Concordia und Harmonie. Sodann Gratulations-Akt in der Wohnung des Oberpfarrers. Der Magistrat spendete das übliche Blumenschiff, der Kirchengemeinderat den segnenden Christus. Nachmittags dann das Fest-Diner. Kaiserspruch des Bürgermeisters, Festrede des Ratsherrn, bescheidene Erwiderung des Gefeierten. Der Herr Oberpfarrer war bewegt, aber sonst bei gutem Appetit. Abends der übliche Gemeinde-Familienabend mit dem ebenso üblichen reichhaltigen Programm. Anderen Tages lasen wir den Bericht der Presse, und nachmittags konnten die guten Seelen auch ihren Kaffee anbringen und ein Lied aus der Missionsharfe singen.

Acht Tage darauf gratulierte der Superintendent dem lieben Bruder im Pfarrkränzchen. So nebenbei. Als Organ des Kirchenregiments gingen ihm 25jährige Jubiläen zwar nichts an; aber amtsbrüderlich konnte er in gegebenen

Grenzen seine Freude aussprechen. Er habe ja auch schon 25 Amtsjahre hinter sich; aber den Jahrestag habe damals niemand gewußt, setzte er mit brüderlicher Betonung hinzu.

Der Oberpfarrer lächelte. Er wußte, sein Ephorus war für Ehrungen durchaus empfänglich. Aber ihm fehlte die richtige Frau, der geschickte Vikar, die gute Presse. Hat man die, so springen Verdienste und Jubiläen von selbst heraus.

Saxo.

Wo erhält man echten Honig? Liebhaber von garantiert reinem Bienenhonig, der als die allerfeinste Absonderung der Pflanzenblüte mit köstlichem Dufte erfüllt und von der Biene zu deren organischem Erzeugnis umgebildet ist, erhalten solchen edelsten menschlichen Nähr- und Genußstoff aus der Imkerei des kgl. Pfarrers **Karl Roth** in **Neudorf**, Post Pappenheim (Mittelfranken-Bayern). Empfehlungen liegen vor wie:

„Vielen Dank! Der Honig ist prachtvoll usw."
Berchtesgaden. Freiin von Liebig.

„Besten Dank für den vorzüglichen Honig usw."
Ansbach. Frau K. R. Sophie Kastner.

„Herzlichen Dank! Werde weiter sehr gern den schönen Honig empfehlen usw." A. von Le Coq, Berlin W 10.

Siehe den Inseratenteil!

Dieser Nummer liegt ein Prospekt vom **Verlag „Die Tat", G. m. b. H.** in **Leipzig** bei, auf den wir hierdurch noch besonders aufmerksam machen.

Zur Herstellung von
Kettenstern-Seife
Kettenstern-Creme
(man achte genau auf die Marke)
wird Lanolin (Adeps lanae) der Norddeutschen Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei benutzt.
Schutz-Marke „Kettenstern"
Preis per Stück Seife 25 Pfennige, 3 Stück 65 Pfennige Creme in Dosen und Tuben von 10 Pfennigen an.
Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. Wo nicht erhältlich, weisen wir Bezugsquellen nach.
Hoepner & Sohn, G. m. b. H., Delmenhorst.

Sternwoll-Sportkleidung
aus Schneestern-Wolle
Interessante Beschäftigung, :: auch für Ungeübte! ::
Jedem Schneestern- und Golfstern-Paket liegt eine genaue Strickanleitung nebst Zeichnungen bei, um ganze Kostüme, Jackets, Rock, Sweaters, Muff und Mützen etc. selbst zu stricken.
Billig, modern und elegant!
Sternwoll-Strumpf- u. Sockengarne
In allen Preislagen.
Wo nicht erhältlich weist die Fabrik Grossisten und Handlungen nach.
Norddeutsche Wollkämmerei & Kammgarnspinnerei, Altona-Bahrenfeld

Joh. Hartmann Fabrik ff. Wurst- und Fleischwaren
Gegründet 1873 **Braunschweig, Geysostr. 13** Telephon 934
Spezialität: Dauerware und sämtliche Braunschweiger Wurst- und Fleischwaren
Versand nach dem In- und Auslande.

Th. Mannborg, Leipzig-Li. Angerstrasse 38.
Königl. Hoflieferant.
Erste Harmonium-Fabrik in Deutschland nach Saugwindsystem.
Höchste Auszeichnungen.
Harmoniums
in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.

Dr. Theinhardt's lösliche Kindernahrung **Infantina**
Bester Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge

Husten
Heiserkeit, Katarrhe, Verschleimung, Krampf- und Keuchhusten beseitigen schnell und sicher die ärztlich erprobten
KAISER'S Brust-Karamellen
mit den „drei Tannen". Der sichere Erfolg ist durch 5500 notariell beglaubigte Zeugnisse anerkannt. Paket 25 Pf., Dose 50 Pf. Dafür Angebotenes weise energisch zurück. Zu haben in Apoth., Droger. u. Kolonialwarenhdlg.
Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart.

Familienanzeigen
kosten im **Protestantenblatt**
nur **15 Pfennig**
(statt 30 Pfennig) pro Zeile.

Betten u. Bettfedern-Versand.
Aussteuer-Betten besond. preisw.
Paul Kanzler, Sangerhausen.
Preisliste franko.

100	Erdbeerpflanzen	M.	2,—
10	Rhabarberstauden	„	2,—
10	Stachelbeersträucher	„	1,50
10	Johannisbeersträucher	„	1,25
10	Himbeersträucher	„	1,—
4	Stachelbeerhochstämme	„	3,—
5	Obstbäume	„	6,—

in bewährten und neuesteu Sorten.
Grössere Posten entsprechend bill.
A. Hauschner Neuhardenberg (Mark).

Friedrich Emil Perthes, Gotha.
Volksabende
herausgegeben von H. Müller-Bohn.
27. Heft: Bogan:
„Philipp Melanchthon" M. 0,80.
350. Todestag 19. April 1910.
28. Heft: Scholz:
„Graf Ludw. v. Zinzendorf" M. 0,80
150. Todestag 9. Mai 1910.

Prima Wurstwaren.
Von Ia. Qualit. inländ. Vieh hergestellt, vorzügl. i. Geschmack, vers. Probe-Kolli 9 Pfd. der feiner. Sort. zu 9,50 frko. Schinke usw. zu billigsten Preisen. Man verlange Preisliste.
Fritz Hobohm, Eilsleben.

Pianos : Flügel : Harmoniums.

Nur erstklassige deutscheu. amerikan. Fabrtkate in feiner Au führung.
Gustav Weischet
Dahlerau, Elberfeld Mühlheim-Ruhr Siegen Langendreer u. Essen.
Hauptkontor: **Elberfeld, Hofkamp 7**
Fernsprecher Nr. 1847.
Grösstes Harmoniumlager der Welt.
Höchst. Rabatt, kleinste Raten, Miete (welche beim Kauf in Abzug gebracht wird), Garantie. Prachtkatalog frei! **Neu!** Selbst-Spielapparat **„Liebmannista"** bei Barzahlung M. 35,— ermögl. jedermann sof. in allen Tonarten zu spielen. — Vertreter überall ges.

Weinhandlung
B. Hohmann Nchf., Mainz
Mitlieferant des „Ev. Vereins", empfiehlt
Ia. Weiß- u. Rotweine
von 65 Pf. an.
Cabinet Sect, ff. Qualität, a 3,50 inkl. Steuer. Assortierte Kistchen für Festgeschenke zu 7,50 und 12,50.
Bitte verlangen Sie Preisliste.

Ia. Ammerländische Schinken
sowie Fleisch- und Wurstwaren empfiehlt Harbert A. Ulland, Zwischenahn (Oldbg.)
Preisliste gratis und franko.

Garantiert reinen **Bienenschleuderhonig**
versendet in Postbüchsen zu 9,50 M. inkl Packung und Porto gegen Nachnahme
Pfarrer **K. Roth, Neudorf**
Post Pappenheim (Mittelfr.).

Alle diejenigen, welche von einem der vielen nervösen und rheumat. Leiden (ziehende Schmerzen, Kreuz- u. Kopfschmerzen, Neurasthenie, Neuralgie, Verdauungs- und Unterleibsstörungen, Angstgefühl, Folgen v jugendl. Verirrungen u. a.) gequält werden und vielleicht schon alles Mögliche dagegen versucht haben, sind sich selbst schuldig, um die Zeugnis-Broschüre über elektr. Heilapparate zur Selbstbehandlung zu schreiben. (Wird gratis gesandt.) Die Apparate sind 1000fach erprobt und wohlfeil! Für Männer wie für Frauen von gleicher Wichtigkeit! **L. Th. Biermanns, Bodenseebad Ueberlingen.**

Spiegel kaufen Sie direkt von **Wilhelm Winter** Spiegelfabrik. Fürth i. B. billig und gute Ware.
Verlangen Sie Katalog und Preisliste!

Moselwein!
Direkt vom Winzer! Versende mein eigenes Wachstum pro Flasche resp. Liter von 0,70—1,50 M. ab **Cochem a. d. Mosel** gegen 3 Monat Ziel. Ein Versuch wird nicht gereuen.
Goebel, Urbach bei Köln.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 15.

Berlin
Bremen.

13. April 1910.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Krisis in Bayern? — Dennert. III. — „Die Verantwortung trifft Euch!" — Anzeigen.

Tagebuch.

Krisis in Bayern? Auf das Schreiben Dr. Bezzels (vergl. Nr. 14) haben die Nürnberger Pfarrer Dr. Geyer und lic. Rittelmeyer im „Korrespondenzblatt für die ev.-luth. Geistlichen in Bayern" Nr. 13 mit folgendem Schreiben geantwortet:

Hochzuverehrender Herr Oberkonsistorialpräsident!
Hochwürdigster Herr!

In einer Ansprache über die gegenwärtige kirchliche und theologische Lage haben sich Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren an die Geistlichen unserer Landeskirche gewendet. Wir haben die ernste, heilige Sorge, die aus diesem Briefe spricht, und das edle, herzliche Wohlmeinen lebhaft empfunden und sind davon innerlich bewegt worden. Sicherlich aber werden hochwürdigster Herr Präsident es nicht für verwunderlich halten, wenn die, gegen die sich der Brief richtet und die er richtet, auch in eben derselben Offenheit und Öffentlichkeit zur Aussprache bringen, was sie auf dem Herzen haben. Wir sind in dem Brief zwar nicht genannt und brauchen uns durch manches nicht getroffen zu fühlen. Aber ebenso gewiß haben hochwürdigster Herr Präsident unsere ganze Stellung zeichnen und treffen wollen und werden es weder unerwartet noch ungehörig finden, wenn wir dazu nicht schweigen.

Zunächst ein offenes Wort über das Bekenntnis. Hochwürdigster Herr Präsident machen es den Geistlichen unserer Richtung klar genug wiederholt zum Vorwurf, daß sie ihrem Ordinationsgelübde untreu geworden seien. Bei aller schuldigen Ehrerbietung gegen die Stellung und bei aller aufrichtigen Verehrung gegen die Person Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren: dazu schweigen, hieße sich selbst verurteilen! Wir könnten zur Antwort darauf hinweisen, wie deutlich unsere milde bayerische Verpflichtungsformel die Bibel über das Bekenntnis stellt und das Evangelium über die Bibel, und könnten fragen, ob sich denn innerhalb dieser Verpflichtungsformel diejenigen treubrüchig fühlen sollen, die nach bestem Wissen und Gewissen nichts anderes suchen, als das reinste Verständnis des Evangeliums, das ihnen möglich ist? Wir könnten auch daran erinnern, wie deutlich die Bekenntnisschriften selbst den Wunsch aussprechen, immer aufs neue an der heiligen Schrift geprüft zu werden, und fragen, ob es denn so völlig als ausgeschlossen gelten muß, daß eine hundertjährige, vielfach irrende, aber doch im ganzen gewiß achtenswerte Arbeit forschender Theologie uns die Anfänge eines neuen Bibelverständnisses geschenkt hat, das wohl von dem alten mannigfach abweicht, aber die geschichtliche Wirklichkeit und damit die Tatensprache Gottes zu unserem Heil vielleicht schließlich nur umso klarer hervortreten läßt? Wir wollen aber, um der ernsten gegenwärtigen Lage völlig gerecht zu werden, lieber andere Fragen aussprechen: Wie viele von allen Geistlichen der Landeskirche können sich wohl im wörtlichen Sinn auf alle Einzelheiten der Bekenntnisschriften verpflichten? Und wie viele von den gefeierten Lehrern der Theologie? Haben nicht die kirchlichen Vorgesetzten oftmals ausgesprochen, daß es sich nicht um eine buchstäbliche und juristische Verpflichtung handelt? Wenn aber einmal unterschieden wird zwischen Inhalt und Ausdruck, zwischen Hauptsachen und Nebensachen, zwischen Vergänglichem und Bleibendem: wo ist dann die Grenze und wer darf diese Grenze ziehen? Wer will es auf sich nehmen, „das Bekenntnis im Bekenntnis" für alle Zeiten maßgebend und verpflichtend zu formulieren? Wäre er nicht in Gefahr, die eigene Auffassung für allgemein-verbindlich zu erklären und die Grenzlinien dort zu ziehen, wo die eigenen Abweichungen aufhören? Gewiß, es besteht für eine Kirchenregierung die äußere Möglichkeit, Andersdenkende auszuschließen, aber mit allem Nachdruck betonen wir, daß wir nichts anderes tun, als was, bewußt oder unbewußt, alle tun, nämlich Kern und Schale, Wahrheit und Formulierung, Ewigkeitsgehalt und Zeitgewand unterscheiden. Ein allgemeiner Prozeß, der die konservativen Kreise Norddeutschlands schon mehr erfaßt hat als die bayerischen, von dem aber auch die bayerische konservative Theologie durchaus nicht unberührt geblieben ist, hat uns allerdings wesentlich stärker ergriffen als unsere Gegner. Man mag die Notwendigkeit dieser Entwicklung beklagen, man mag die Formen dieser Entwicklung manchmal bedauern, man mag das Ende dieser Entwicklung nicht absehen, die Tatsache einer solchen Entwicklung scheint uns unleugbar und ihre Kraft unaufhaltsam. Besonders aber müssen wir uns, wie schon so manchmal, noch dagegen verwahren, wenn unsere Wirksamkeit als ein „Angehen und Ankämpfen" gegen das Bekenntnis charakterisiert wird, oder vollends wenn uns zugetraut wird, daß wir die Kirche zu einer Philosophenschule und ihre Diener zu Kritikern machen wollten. Im lebendigen Bewußtsein unserer ernsten Verantwortung und in aufrichtiger Pietät gegen das religiöse Erbe der Vergangenheit bemühen wir uns nur — ohne behaupten zu wollen, daß uns dies schon überall gelungen sei —, das religiöse Erbe der Väter im Geiste unserer Zeit neu zu erfassen und in der Sprache unserer Zeit neu zu verkündigen.

Hochwürdigster Herr Präsident fühlen sich freilich von uns r e l i g i ö s getrennt und ziehen den Trennungsschuitt klar und scharf zwischen solchen, die vor Jesus die Kniee beugen und ihn als Herrn anbeten, und solchen, die beides verweigern. Glauben Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren wirklich mit dieser Unterscheidung unsre Stellung zu Jesus entsprechend und erschöpfend charakterisiert zu haben? Wir wollen und können uns nicht über alle zartestenBeziehungen unsrer Seele zu Jesus, unsrem H e r r n, aussprechen. Es ist sicher richtig, daß wir dem Gebet zu Jesus, ohne es irgend jemand wehren zu wollen, im allgemeinen das auch biblisch besser begründete Gebet im Namen Jesu vorziehen. Es ist sicher richtig, daß wir Jesus auf der einen Seite deutlicher von Gott unterscheiden, aber nur um ihn, wie wir glauben, auf der andern Seite umso inniger mit Gott zu verbinden. Wenn er in unsrer Seele lebendig ist als der, in dem Gott seine menschliche Wirklichket gefunden hat und der Mensch seine göttliche Wahrheit: Ist dies zu wenig Ehre für ihn? Verdienen wir deshalb den Ausschluß von seiner Gemende oder doch vom Dienst in seiner Gemeinde? Und noch eine Frage haben wir auf dem Herzen: Hat Jesus selbst die von Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren angegebene Unterscheidung irgendwo und irgendwie als das Merkmal aufgestellt, das seine wahren Jünger von den falschen entscheidend trennt? Und wenn er dies Merkmal etwa für spätere Zeiten als das eigentliche Unterscheidungszeichen hätte in Geltung haben wollen: hätte er dies nicht leicht sagen können und unbedingt sagen müssen? Wir finden aber in Jesu Worten ganz andere Kennzeichen der wahren Jüngerschaft: „Wer mir will nachfolgen,der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!" „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himml!" „Dabei wird jedermann erkennen, ob ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt!" Was Jesus selbst als Kennzeichen der echten Jüngerschaft angegeben hat, das scheint uns jedenfalls, mag es auch dogmatisch nicht zu genügen scheinen, am wenigsten außer acht gelassen werden zu

dürfen, wenn es sich um den Dienst in der Kirche handelt, die seinen Namen tragen will. Hochwürdigster Herr Präsident wissen selbst, wie herzlich wir uns um diese von Jesus selbst aufgestellten Merkmale bemühen. Will man uns trotzdem in der Kirche Jesu die Existenzberechtigung absprechen, so mag man es auf eigene Verantwortung tun. Wir unsrerseits haben uns oft geprüft und werden uns immer wieder prüfen, ob wir unsre Wirksamkeit vor Jesus selbst zu verantworten uns getrauen, und wir dürfen im vollen Bewußtsein unsrer persönlichen Schwächen darauf mit einem freudigen Ja antworten.

Es gibt freilich einen Punkt, in dem **wir** uns von Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren weit getrennt fühlen, schmerzlich weit, wenn nämlich hochwürdigster Herr Präsident den Wunsch aussprechen, das einigende Band unter den Geistlichen möchte wieder die Willigkeit werden, Bedenken und Zweifel in würdigem Trotze niederzuringen. Alle große Verehrung, die wir Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren gern immer aufs neue aussprechen, darf uns nicht abhalten, offen zu bekennen, daß uns dieser Weg zur Einigung als ein sehr gefährlicher Weg erscheint. Sollte es etwa doch Gottes Wille sein, uns durch allerlei Kämpfe hindurch zu einem neuen Verständnis der alten Wahrheiten zu führen, das wir jetzt noch nicht überschauen, könnte dann nicht dieser Trotz sich leicht gegen Gott selbst richten? Wir wenigstens, wollten wir es versuchen, allen Bedenken und Zweifeln gegen das Überkommene mit würdigem Trotz zu begegnen, würden uns der Befürchtung niemals entschlagen können, daß wir vielleicht einmal erfunden werden als die, die wider Gott gestritten haben. Ohne im Geringsten über das Gewissen anderer urteilen zu wollen, können wir uns doch nur dann auf Gottes Wegen fühlen, und eines guten Gewissens erfreuen, wenn wir alle Bedenken und Zweifel bis zu dem Ende durchkämpfen, das sich bei ebenso unbedingtem Wahrheitssinn wie völliger Gottergebenheit uns zeigt.

Hochwürdigster Herr Präsident schreiben schließlich, daß von einer Gleichberechtigung der Richtungen nicht die Rede sein könne und daß Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren gegebenenfalls den Ernst des Handelns nicht versäumen würden. Wir sehen dieser Stunde mit ruhiger Entschlossenheit entgegen. In mancher andern Landeskirche könnten wir es wohl sehr viel leichter haben, als in der bayrischen; aber im Blick auf die vielen Gemeindeglieder, die sich unsern Dienst gern gefallen lassen, und die uns gebeten haben, sie nicht im Stich zu lassen, werden wir aushalten, bis man uns mit Gewalt von sich stößt. Mit blutendem Herzen haben wir es mitangesehen, wie viele tüchtige Männer, die auch ihr Herz und Leben der Sache Jesu weihen wollten, unsrer Landeskirche den Rücken kehrten, weil sie in ihr die nötige evangelische Freiheit zu vermissen glaubten. Mit blutendem Herzen haben wir es gesehen, wie schwer oft unsre Kandidaten daran getragen haben, daß sie Jesus nicht sollten in der Weise dienen dürfen, wie sie sich bei uns schon bewährt hat und nicht ungesegnet geblieben ist. Manchen hoffnungsvollen jungen Mann, der unsrer Landeskirche vielleicht einmal zur hohen Zierde gereicht hätte, haben wir schon auf der Universität deshalb dem erwählten Studium der Theologie untreu werden sehen. Die Bitten, die sich uns da auf die Lippen drängen wollen, müssen wir wohl angesichts der gegenwärtigen Lage unterdrücken. Aber entmutigen lassen wir uns nicht. Haben nicht schon gar oft Kirchenregierungen sich anfangs bedenklich und ablehnend verhalten gegenüber Erscheinungen und Entwicklungen, die sich nachher als wohltätig und segensreich herausstellten! Ist es nicht sogar der äußeren und inneren Mission so ergangen? Hat sich nicht das Notwendige und Gottesgewollte doch immer wieder durchzusetzen gewußt? Etwas anderes aber als Gottes Willen wünschen und wollen wir auch nicht. Will Gott nicht, wie wir, so wollen wir doch wie er. Über das gute, göttliche Recht unserer Wege sind wir jedoch trotz des Bewußtseins unsrer Irrtumsfähigkeit und Mangelhaftigkeit innerlich so beruhigt, daß wir, selbst wenn wir mit Gewalt genötigt würden, die Landeskirche zu verlassen, doch in dem Bewußtsein scheiden würden, daß auch die bayerische Landeskirche, früher oder später, ähnliche Wege gehen muß, wie wir sie geführt worden sind.

In größter Verehrung Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren ehrerbietigst zeichnende

Dr. Christian Geyer, Hauptprediger,
Dr. Friedrich Rittelmeyer, Pfarrer.

Dennert.

III.

Dennert selbst will diesen Vorwurf der Gebundenheit nicht auf sich sitzen lassen; er setzt sich darüber (1907 S. 143, 255) mit dem freilich weit konsequenteren Biblicisten Hoppe auseinander; und bei der Besprechung der Referate, die mein Bruder und ich 1907 gehalten haben (Naturw. und Theol., Tüb., Mohr, 1907) sagt er (1907 S. 245), ich könne nicht beweisen, daß seine Stellung eine Halbheit sei, wenn er Gen. I als Ursprungsaussage (d. h. Weltbildsatz) beibehalte.

Nun bleibt aber D. zweifellos Weltbildsätzen der Bibel gegenüber oft auf halbem Wege stehen. In dem Schriftchen Ist Gott tot? schließt er sich deutlich dem Geocentrismus von Wallace an, der aus christologischen Gründen den Satz begrüßt, daß die Erde so ziemlich im Mittelpunkt des Weltensystems stehe. Die Vorliebe bibelgläubiger Kreise für die Annahme eines ursprünglichen Monotheismus teilt D. auch (Gl. u. W. 1907 S. 116). Vor allem bemüht er sich den Graben **zwischen Mensch und Tier** nicht bloß im Geistigen, sondern auch im Körperlichen möglichst tief zu ziehen.

Das Zündholz, heißt es (1908 S. 236), sei eine ganz neue Erfindung, also habe der Mensch noch vor kurzem auf dem Standpunkt **der ersten** Menschen gestanden. Daraus folge unabweislich (?), daß der Urmensch, **soweit** wir ihn kennen, schon ein Mensch, wie wir gewesen sei. Die Erfindung Feuer zu machen, sei aber eine Geistestat ersten Ranges. „Der sie machte, stand über dem Tier soweit, wie der Durchschnittsmensch." — Daran ist richtig, daß die Fortschritte des Menschen weniger auf Rechnung erhöhter Intelligenz kommen, als auf Rechnung verstärkter Sozialisierung (vergl. Benj. Kidd, Social Evolution). Aber auf welchem Weg ist er bis zur Erfindung des Feuers gegangen?

Da will D. um keinen Preis an die Möglichkeit heran, daß ein, wenn auch nur körperlich-genetischer Zusammenhang von Mensch und Tier bestehen könnte. In einem Festartikel Es werde Licht (1908 S. 281) vertritt D., wohl um mehr im Anschluß an die Darstellung des Sechstagewerks zu bleiben, die Unterscheidung zwischen Urlicht und Sonnenlicht, (allerdings ohne die Pflanzen vor Schaffung der Sonne wachsen zu lassen); in das Vorweltparadies setzt er dann ein „träumerisches Wesen" mit aufrechtem Gang, worauf Gottes Atem kommt: „Es werde Geist!" Weshalb wird für diesen vorgeistigen Leib tierische Abstammung nicht als möglich zugegeben? Auch den Uhlenhuthschen Blutversuchen gegenüber sagt D. (1907 S. 171), sie ergeben nur systematischen, nicht genetischen Zusammenhang.

Während die neutrale Biologie, weltbildgestaltend, **Aehnlichkeiten**, Analogien, Allgemeinbegriffe aufsucht, zieht die (weltdeutende) Tendenzbiologie **Gräben**, in Furcht vor Umgestaltung überkommener Vorstellungen. Man vergleiche das fünfte Keplerheft über Gärung. Hier ist A. Mayer auf dem besten Weg zwischen Vitalismus und Mechanismus eine Brücke zu schlagen: Vom Anorganischen zum Organischen hinüber führt eine Reihe: colloïdes Gold oder Platin, Enzyme, Zymase, Organismen. Statt aber diese Analogien als Tatsachen hinzunehmen, wehrt er ängstlich ab: Die Burg des Vitalismus sei noch nicht bis zur innersten Wallreihe erstürmt.

Dieser Noch-nicht-Trost ist nun gar kein Beweis von innerer Sicherheit; „Noch ist Polen nicht verloren", heißts bei dem Vitalisten, statt daß er spricht: **Polen kann nicht verloren werden.** „In uns lebt sein Glück"; d. h. mit dem mechanistischen Nachweis des physikalisch-chemischen Charakters eines Vorgangs kann die Frage nicht entschieden werden, ob nicht zugleich auch Beseelung, oder geistige Leitung mit dabei ist. Dennert selbst drückt diese Sachlage sonst gern so aus, daß dasselbe Musikstück mechanisch auf einer Spieldose, und unter geistiger Leitung vom Virtuosen gespielt werden kann. Aber dafür verwendet er den Noch-

nicht-Trost selbst häufig in der Frage nach der Abstammung des Menschen. Was soll sein Jubelgeschrei über neue anthropologische Funde (Gl. und W. 1907, S. 283)? „Daß der Mensch von Galley Hill älter ist als der von Spy und Krapina, und uns dennoch näher steht, eröffnet die Möglichkeit, daß der Jetzt-Mensch nicht von dem niederen, sondern von dem höheren abstammt, wodurch die „historische Tatsache" Häckels von der Säugetierabstammung mehr noch als bisher dem Fluch der Lächerlichkeit anheimfällt." Mag Häckels „Schon-Tatsache" immerhin eine seiner bekannten Entgleisungen sein, Dennerts „Noch-nicht-bewiesen" schließt doch spätere Funde nicht aus, die eine Brücke zum Tierreich im Körperlichen bilden können. Im Körperlichen — denn wann zum erstenmal Menschentum, Selbstbewußtsein im Geistigen aufgetreten ist, wird der Natur der Sache nach niemals von der Paläontologie festgestellt werden können. Finden sich aber je jene Beweise, so wird diese Apologetik, wenn ihre Wahrheitsliebe sie dann zum Rückzug zwingt, doch wegen solcher ängstlichen Kleingläubigkeit sehr an Stoßkraft auf den Gegner eingebüßt haben. Darum gilt es rechtzeitig Ernst zu machen mit dem Satz, daß die Weltanschauung vom Weltbild unabhängig sei.

Die Stoßkraft der inneren Sicherheit kann auch nicht durch den Brustton erbaulicher Rede ersetzt werden, der mir in diesen Veröffentlichungen zu sehr vorherrscht (vergl. den Schluß der Broschüre, das Weltbild im Wandel der Zeiten). Jedenfalls wirkt er nur auf schon vorher überzeugte Leser, während von den andern manche von der Erfahrung beeinflußt sein werden, daß Klangfülle oft im umgekehrten Verhältnis zur inneren Ueberzeugungskraft steht.

Doch zurück von solchen nebensächlichen Geschmacksfragen zu unserer Hauptfrage. Der Kampf gegen materialistische Christentumsgegner ist eine dringende Aufgabe. Die Wege, die Dennert vorschlägt, z. B. die Errichtung apologetischer Seminarien, müssen in irgend welcher Weise begangen werden; besonders sollten sich unsere Akademiker mehr als bisher dieser Aufgabe annehmen. Denn was von Dennert und seinen Genossen seither an Klärung der Sachlage geleistet worden ist, ist noch zu wenig, wie ich an der mangelnden Eindeutigkeit der verwerteten Begriffe nachzuweisen suchte. Nur positive Klärung macht zur Führerschaft geeignet; Dennerts Arbeit kann ich in diesem Sinn nicht als positiv anerkennen; ihr Hauptnachdruck liegt auf dem Negativen, auf der Abwehr von Uebergriffen der Gegner. Walter Häcker, Nagold.

„Die Verantwortung trifft Euch!"

So steht unter einem Bilde, welches einen schwarzen Knaben aus dem Kongostaate darstellt, dem der rechte Arm und das linke Bein zur Hälfte fehlen. Der ist, wie viele tausende seiner Volksgenossen, so unmenschlich verstümmelt worden durch die schwarzen, aber von weißen Offizieren befehligten Soldaten der Kongoregierung und mit Wissen, ja im Auftrage der Weißen. Und das ist nicht in vergangenen Jahrhunderten roher Unkultur geschehen, sondern gerade jetzt herrscht dort diese grausige Zeit bestialischer Barbarei, in unserem Jahrhundert der Kultur, der Humanität.

Kongostaat? Man hat etwas gehört, daß er dem König Leopold von Belgien, dem nur zu bekannten, gehörte. Daß der Kongo jetzt dem belgischen Staate einverleibt ist, das weiß man schon nicht mehr. Denn der Kongostaat? Ach, der liegt so weit! Und wir haben soviel zu denken an die teuren Preise und die Wahlrechtsreform, an die Sommerreise und die neuen Kleider, an die Versetzung der Kinder und das nächste Tanzfest, da soll man auch noch denken an das Ausland und die Kolonien bis Afrika und China, und gar noch an den Kongostaat?

Was ist's denn mit dem Kongostaat? — das ist ja das Traurige, daß wir Deutschen in großen Massen unseres Volkes noch immer nicht über unsere vier Pfähle hinaussehen, ja, ärgerlich sind, wenn wir dazu genötigt werden. Und doch muß es geschehen! Im Namen aller edlen und einfachen Menschlichkeit fordern wir es heute. Sonst, ja, wenn der Appell nichts nützt, wenn diese Zeilen vielleicht nicht einmal gelesen werden, ja, dann ist's bitterer Ernst: Für die Greuel, die von einem „christlichen" Volk an vielen tausenden von Heiden in widerlicher Wollust und steinharter Tyrannei verübt worden sind und noch verübt werden, trifft Euch die Verantwortung, die Ihr hier nicht Lust habt, mit Abhilfe zu schaffen.

König Leopold hat dort im Herzen Afrikas einen Staat errichtet, der sollte der Freiheit des Handels dienen und der Hebung der Eingeborenen in kultureller, wirtschaftlicher und sittlicher Hinsicht. Im Jahre 1885 haben die Großmächte den Plan des Königs genehmigt, und Bismarck hat in ehrenden Worten die edle Aufgabe gepriesen, der des Kongostaats erhabener Herrscher sich damit geweiht. Im Namen Gottes wollten die Großmächte die Wächter sein, daß dieser Staat einer der hauptsächlichsten Förderer des Werkes der Zivilisation werde.

Damals lebten in dem an Elfenbein, Kautschuk, Gold, Kupfer, Wild und anderen Bodenschätzen reichen Lande blühende Völkerschaften, die gewiß kulturell und sittlich sehr tief standen, aber schon sich zu heben anfingen aus Barbarei und Unwissenheit durch die Arbeit der Mission. Sie hatten schwer zu leiden durch die Araber, die auf ihren Sklavenjagden viele Eingeborene fortschleppten. Diese Sklaverei hat der neue Staat beseitigt durch Vertreibung der Araber, aber dafür hat er eine Sklaverei geschaffen, viel grausiger als die der Araber. Die Araber konnten das Aufblühen jener Völker nicht hindern, die Sklaverei, die der „christliche" König Leopold dort geschaffen hat, hat es aber fertig gebracht, in drei Jahrzehnten die Zahl der Bevölkerung zu dezimieren, ihren Wohlstand zu ruinieren, die Lebenskraft aller Stämme auf lange Zeit hinaus zu brechen, und eine Unzahl so scheußlicher Verbrechen zu begehen, wie man sie sonst nur bei den entmenschten Völkern der Südsee findet. Dafür aber hat der König und haben die mit ihm verbündeten Handelsgesellschaften, vor allem durch Kautschuk und Elfenbein in den letzten 20 Jahren 1000 Millionen Franken nachweisbaren Reingewinn erzielt, und die Gesellschaften konnten 500, 1000, ja 1800% Dividende zahlen.

Das hat man erreicht durch ein ganz raffiniertes Raubsystem. Im Jahre 1892 wurden alles Land und alle Bodenschätze, mit Ausnahme der kleinen Gärten um die Dörfer, für Eigentum des Staates, d. h. König Leopolds erklärt. Dadurch wurde aller freie Handel beseitigt, und wurden alle Eingeborenen besitzlose Sklaven. Dann hat man sie gezwungen, Kautschuk und Elfenbein zu sammeln, die Verpflegung der Stationen zu liefern und andere Arbeiten zu tun. Jeden Monat mußten sie 20—25 Tage Zwangsarbeit tun. Und wenn sie nicht soviel Kautschuk ablieferten, wie der geldgierige Aufseher forderte, so waren Durchpeitschung, Gliederabhauen und Erschießen gelinde Strafen. Kein wildes Tier kann so gemeine Martern ersinnen und so massenhaft ausüben, wie sie dort im Kongostaat seit 1892 über viele tausende schuldloser, bis aufs Blut gepeinigter Menschen ergangen sind, von „christlichen" Europäern, im Namen des „christlichen" Staates Belgien, der versprochen hat, zu arbeiten zur Hebung des freien Handels und zur Veredlung der Eingeborenen. Eine Wiedergabe auch nur weniger grausiger Einzelbilder aus dieser Hölle kann hier unterbleiben. Wer sich in das erdrückende Beweismaterial vertiefen will, der lese die vier über die Kongofrage bei D. Reimer (E. Vohsen), Berlin SW 48, Kochstraße 29, erschienenen Schriften von A. Conan Doyle, E. D. Morel, Dr. Doerpinghaus und E. Vohsen (Preis je 1 M.). Es steht einem das Herz still, man möchte weinen und auffahren vor Zorn, daß solche Dinge möglich sind, daß das alles geschehen konnte unter den Augen und mit Wissen der Großmächte, geschehen konnte

drei Jahrzehnte lang, solange, bis nun nur noch elende Reste blühender Stämme kraftlos, verzweifelt, bald Hilfe heischen, bald Rache für den Jammer, den die ihnen gebracht, die „den Gott der Liebe“ anbeten.

Welch eine Schmach für uns, daß diese Schurken mit uns den gleichen Namen tragen des Einen, den sie lügnerisch zu nennen wagten, in dessen Namen sie heuchlerisch Gutes versprachen, als sie ihre Schandtaten ersannen, vor dessen Angesicht sie jetzt noch die Not, die grenzenlos ist, zu leugnen die Stirn haben. Und wenn wirklich einmal für die Schwarzen am Kongo bessere Zeiten kommen, und aus den Ruinen langsam neues Leben ersteht, so wird es der Großvater dem Enkel immer wieder erzählen, wie die Weißen alles gemordet, geschändet, gefoltert und ausgesogen haben, Männer, Frauen und Kinder ohne Wahl, in blinder Wut und ohne zu fragen nach Schuld oder Recht. Und heißer Haß wird in den jungen Herzen den einen Gedanken nur glühen lassen: Rache für unseres Volkes Gut, Blut und Ehre. — Gewiß, die Missionare, die mit Verachtung des Todes, der ihnen täglich dafür von der „christlichen“ Kongoregierung drohte, die Verbrechen aufgedeckt haben, haben es ihnen bewiesen, daß es auch gute Weiße gibt, aber auch die Schwarzen haben ein Rassengefühl, einen Nationalstolz und Ehrbewußtsein. Und wo sie so Unsagbares solange gelitten haben, wie soll da der Glaube siegen, daß wir, die Brüder ihrer Mörder, allein den rechten Gott verehren, der die Menschen das Gute lehrt und Erbarmen übt.

Unsere weiße Rasse ist geschändet, unser guter Name ist da befleckt von der zum Himmel schreienden Blutschuld, die die Goldgier der wenigen Kongo-Aktionäre angehäuft hat. Dann daß das solange geschehen konnte, trotz der Schutzmächte vom Jahre 1885, zu denen auch wir als Bürger gehören, belastet das nicht auch uns mit Schuld?

Ja, uns Deutsche gerade trifft in dieser Sache der Kongoneger eine große Verantwortung. Wir haben den Nachrichten geglaubt, die eine gedeihliche Entwicklung des Kongostaates immer wieder meldeten und haben nicht gewußt, daß diese schön gefärbten Meldungen dem geschickt geleiteten, die ganze Weltpresse bedienenden Pressebureau der Kongo-Aktionäre in Brüssel entstammten. Und wenn die Presse meldete, daß die Engländer und Amerikaner nur deshalb gegen die Kongogreuel aufträten, weil sie den Kongostaat gern haben möchten, dann haben wir auch das geglaubt, weil wir nicht wußten, daß auch diese Nachrichten von dem Bureau in Brüssel in die Welt gesandt waren. Und wurde einmal grausiges gemeldet, daß die Soldaten der „christlichen“ Regierung des Kongo Menschenfresser seien und sein dürften (!), so haben wir gemeint, daß sei, wie vieles, was die Zeitungen schreiben, übertrieben oder böswillig entstellt.

Ja, wenn man die Schilderungen der Augenzeugen liest, so denkt man, das sei alles gar nicht möglich, das sei das Hirngespinst einer krankhaft gern das Schauerlichste sich ausmalenden Phantasie. Nein! Es ist, Gott sei's geklagt, grausige Wirklichkeit, welche Heiden von Christen erdulden. Darüber kann jetzt kein Zweifel mehr sein, nachdem Aerzte, Kaufleute, Forscher, ja selbst die endlich 1904 abgesandte Belgische Untersuchungskommission und jüngst sogar ein Kongo-Gerichtshof die Berichte der Missionare bestätigt haben. Und daß unsere Regierung nicht auf die Seite der englischen und amerikanischen Regierung getreten ist, sondern Belgien lange in Schutz genommen hat, und daß das ganze große deutsche Volk, auch wir, so lange uns haben täuschen lassen, weil wir die Sache nicht gründlich geprüft haben, ist das nicht Schuld, die uns belastet, Verantwortung, die uns trifft?

Aber noch ist es nicht zu spät, wir können noch viel tun, unsre Schuld zu sühnen und den bejammernswerten Menschen am Kongo zu helfen. Unsere Regierung hat sich erfreulicherweise jetzt endlich mit England und Amerika zu gemeinsamem Vorgehen verständigt, so wollen wir auch mit den Kreisen Englands, Amerikas und der Schweiz uns verbünden, die protestierend ihre Stimme erheben, um die ganzen, großen, christlichen Kulturvölker aufzurütteln, daß sie eine solche Schmach unserer Zeit nicht länger dulden. Als Stanley, der Erforscher des Kongo, gefragt wurde, was es für ein Mittel gebe, die Greuel am Kongo zu verhindern, hat er erklärt: die öffentliche Meinung.

Aus der Schweiz hat der Vorkämpfer der schweizer Kongo-Liga schon lange in Deutschland um Mithilfe geworben, um bei uns die weite Oeffentlichkeit zu einem wirksamen Protest zu bewegen. Es scheint, als habe er endlich Erfolg. Am 31. März ist in Hannover eine deutsche Kongo-Liga zum Schutze der Eingeborenen gegründet worden, die bald mit Aufforderungen zum Beitritt an das deutsche Volk sich wenden wird. Wer ist dann bereit, dieser Liga Mittel zuzuwenden, daß sie in großzügiger Weise in der Oeffentlichkeit um Mithilfe werben kann? Oder wer ist bereit, dem Unterzeichneten Geld zu senden für die evangelische Mission am Kongo, die einzige Helferin der Schwarzen in der langen, schrecklichen Zeit?

Wenn nicht alle Kulturvölker sich verbinden, wird es trotz aller Proteste nicht besser werden. Auf eines Volkes Mithilfe muß schon verzichtet werden: das sind die Franzosen, die in ihrem Kongogebiet nicht besser hausen als König Leopold. Ein französischer Augenzeuge, Mitglied einer amtlichen Untersuchungskommission, fordert auch für das französische Gebiet dringende Abhilfe, mit den Worten seine Mahnung schließend: „Die Gerechtigkeit verlangt, daß die Herrschaft der Weißen für die Schwarzen etwas besseres mit sich bringe als Sklaverei, Diebstahl, Schändung, Folter und Mord.“

Belgien hat 1908 den Kongostaat in staatlichen Besitz genommen. Da hoffte man, es werde besser werden, besonders, weil England und Amerika ihre Zustimmung zu der Annexion nur unter der Bedingung gaben, daß mit dem ganzen Raubsystem gebrochen werde. Belgien hat damals alles versprochen, aber bis heute ist im wesentlichen alles so geblieben wie es war.

Der Berliner Vertrag ist nie erfüllt worden, der freie Handel bald ganz unterdrückt, das Land ausgeraubt, die Volkskraft vernichtet, die 1908 verheißenen Reformen aufgeschoben, und das alles von dem kleinen Belgien unter den Augen der Großmächte, ihnen zum Schaden und Hohn! Nein, wenn nicht ein Schrei der Entrüstung und Empörung durch die ganze zivilisierte Welt die Regierungen zu unnachsichtlicher Strenge gegen die verruchte Mißwirtschaft am Kongo anstachelt, dann wird es auch in Zukunft nicht anders werden.

Soll das Wahrheit werden? Wollen wir dulden, daß weiterhin ein winziges Volk den Namen aller Kultur in der ganzen Menschheit zum Spott macht?! Bittend, klagend, anklagend klingt vom Kongo das Angstgeschrei Tausender: Wenn wir weiter qualvoll gemartert werden: die Verantwortung trifft Euch!

Lic. Witte, Missionsinspektor,
Berlin W, Mohrenstr. 13/14.

Bekanntmachung.

Für den **Ohlsdorfer Friedhofsdienst** soll ein **zweiter Pastor** angestellt werden. Mit der Pfarrstelle ist ein jährliches Gehalt von M. 5000, steigend von 3 zu 3 Jahren um M 500, bis zum Höchstgehalt von M. 8000, sowie eine Mietsentschädigung von M. 1500 pro anno verbunden. Auswärtigen Bewerbern werden im Falle ihrer Anstellung die in einer nichthamburgischen Landeskirche zugebrachten Amtsjahre bei der Berechnung des Gehalts zur Hälfte in Anrechnung gebracht. Im übrigen müssen bei den Bewerbern die Voraussetzungen des § 29 der hamburgischen Kirchenverfassung erfüllt sein. Bewerbungen um dieses Amt sind an den Kirchenrat zu richten und spätestens bis zum 15. Mai 1910 im Bureau des Kirchenrats, Hamburg, Bohnenstraße 10, einzureichen. Zur Auskunfterteilung über die mit dem Amte eines Friedhofsgeistlichen verbundenen Funktionen ist Herr D. Grimm, Hauptpastor zu St. Nikolai, Neueburg 26, bereit.

Hamburg, den 6. April 1910. **Der Kirchenrat.**

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg Eisenacherstraße 45. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.